

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Im alten Park.

Von Christoph v. Erbes.

Im alten Park die Nachtigallen schlagen
In linder, blüthenhafter Frühlings-
nacht
Und weise Sehnsucht nach entschunden-
nen Tagen
In meiner Seele sah und bang er-
wacht
Ein leiser „Erinnern ist's, ein sanftes
Eräumen
Von dem, was einst im Lenz genannt
ich mein
Der Nachtwind flüchtet in den Blüten-
dümmen,
Und weise Blüten fängt es an zu
schmelzen
Und weise Marmorbilder schweigend
leben
Von dolbschwerem Fieber überdacht,
Um ihre Sockel alte Sagen wehen
Im stillen Park in linder Frühlings-
nacht.

Der Pianist.

Elzige von Paula Gura.

Als Klaus Martens das Zimmer
mietete, hatte er garnicht auf das
Fenster geachtet und die Frau Leh-
rer hütete sich, besonders darauf hin-
zuweisen. Der junge Mann mit den
schönen ersten Augen gefiel ihr und
er wiederum konnte sich gar nicht vom
Balkon trennen. — Nach dieser
schrecklichen Wunde in der engen,
dunklen Gasse hier diese intensive
Selle und gute Luft! Im Frühjahr
würden die Bäume und Gärten
ringsum ihm von ihren Blüten den
Lust heraufschenden.

Im Frühjahr: Wer weiß, wo er
dann war. Sider wieder gefühllos,
wie er's nicht anders gewohnt war.
Die Mutter hatte gut bitten, daß er
wenigstens immer auf ein Logis in
unabhängigem Hause sehen sollte! Sein
unglückseliges Klavierpiel! Ueberall
hielt man's nicht lange aus mit sei-
ner „Mauterei!“ Und hier würde es
nicht anders sein!

Er fuhr mit der schmalen Hand
durch das glatt zurückgebürstete,
dunkle Haar und schaute unwillkür-
lich. „Nun,“ fragte die Vermieterin
freundlich, „ist's denn nicht schön
hier?“

Klaus nicht lebhaft und brachte
die Frage nach dem Preise des Zim-
mers so flodend und schüchtern her-
aus, daß die ihn durchschauende, gut-
herzige Frau gleich ein paar Mar-
ken weniger als sonst verlangte, nur um
sich den sympathischen Mieter zu si-
chern.

Am ersten Oktober war er eingezo-
gen und Ende November kam ein
fast frühlingssmilder Tag mit loten-
dem Sonnenschein. Klaus, der
stundenlang geißelt hat, tritt auf den
Balkon und reißt den müden, feig ge-
seffenen Körper in wohligem Dehnen.
Da schauen ihm vom Erkerfenster her
zwei lustige Blauaugen aus einem
lieblichen Jungmädchengesicht entge-
gen. Ein heiser Schreien durchfährt
ihn bei dem überraschenden Anblick
und er formt den ihm noch unfähigen
Gedanken, wie dieses reizende
Wesen so plötzlich in sein Zimmer
gekommen sein kann, zu direkter
Frage.

„Ich, in Ihrem Zimmer? Was
fällt Ihnen ein?“ entgegnete das
Mädchen etwas pittert, „ich bin doch
hier nicht in Ihrem Zimmer?“

„Ja, wo denn sonst?“ — Klaus
tritt näher und überzeugt sich da-
von, daß das Fenster tatsächlich zur
Lebenswohnung gehört. „Komische
Marotte des Baumeisters,“ meinte er,
ein bißchen verlegen.

„Das ist im ganzen Haus so,“ er-
tönt das blonde Mädchen. „Die eine
Partei hat einen Erker, dessen Seiten-
fenster direkt auf den Balkon der
Nachbarschaft führt.“

„Pardon,“ sagt nun Klaus höflich,
„wie konnte ich das ahnen? Bin ja
leider während der ganzen Zeit mei-
nes Hierseins noch nicht auf den
Balkon gekommen!“

„Aber desto mehr an Ihr geliebtes
Klavier!“

„Wird das unangenehm empfun-
den?“ fragt Klaus und des Mäd-
chens feines Ohr bemerkt den leisen
Hinterton ängstlichen Erschreckens in
der Frage.

ja nicht. Mir aber scheint es, als
ob in Ihren Uebergängen oft eine
große Sehnsucht mitklingt, die Sie
dann schnell durch die Tänze betäuben
wollen. Manchmal höre ich's wie
Schluchzen und Weinen heraus —
verzeihen Sie, ich bin ja nicht so mu-
sikalisch und kann mich irren —“

Sie sieht ganz reizend aus, wie
sich ihr zartes Gesichtchen auf einmal
wie um Entschuldigung für ihre Of-
fenheit bittend, mit flüchtigem Rot
überzieht. Klaus tritt, im Innersten
sympathisch berührt, ganz dicht an
das Fenster hin. „Sie haben sogar
ein äußerst feines, musikalisches Em-
pfinden,“ sagt er warm. „Ich habe
oft heimlich und das können freilich
alle die Tanzweisen nicht überbieten.“

Durch bittere Not bin ich zu diesem
Beruf gedrängt worden. Ein Unglück
entriß uns den Vater, ehe er für
unsere Zukunft etwas tun konnte,
für die leidende Mutter und uns
vier Kinder. Ich studierte gerade bei
einem großen Meister. — wollte ein
großer Künstler werden — und
spiele nun Abend für Abend —
zum Tanz auf —“

„Sie Armer!“

„Und wenn es damit getan wäre!
Aber diese leichte Musik auch noch zu
Hause spielen zu müssen, daß die Fin-
ger nicht aus der Lebung kommen —“

„Die Gnädige feucht und stöhnt ge-
mug darüber und hat dem Hausherrn
schon mit der Kündigung gedroht.
Wenn Sie doch nur mal was anderes
spielen würden, sagt sie immer.“

„Ich kann nichts anderes,“ sagt
Klaus hart und alle Bitterkeit über
sein verheulenes Leben, aller Stolz, nie-
manden sein eigentliches Können zu
zeigen, liegt in diesen vier Worten,
aber auch aller Jammer seiner hun-
gernden Künstlerseele in dem unver-
mittelten Verschwinden in seinem
Zimmer. Er tut Elisabeth unendlich
leid. Wenn sie ihm doch helfen
könnte!

Die beiden jungen Menschen suchen
sich nun hier und da am Erkerfenster.
Elisabeth hat merkwürdig oft und
gütlich das Staubtuch auszuschüt-
teln und Klaus füttert die Vögel
mit Brotkrumen und schaut dabei
immer öfter, immer lieber und im-
mer länger in die Blauaugen am
Fenster. Sie haben sich von Herzen
lieb, die reizende Erzieherin der
Heldrichs'schen Kinder und Klaus Mar-
tens, der arme Pianist aus gutem
Hause. In den kurzen Minuten, die
sich Elisabeth von den ihr anver-
trauten Kindern fortzieht, haben sie
sich unendlich viel zu sagen und seit
einiger Zeit finden ihre Lippen noch
reizvollere Beschäftigung. In diesen
Augenblicken verpinkt für Klaus die
ganze übrige Welt ...

Heute weiß aber Elisabeth etwas
ganz Besonderes mitzuteilen. „Denke
dir nur,“ sagt sie lebhaft, „die Gnä-
dige hatte gestern Besuch einer
Freundin, und als du gerade wie-
der „paukst“, kam diese auf den köst-
lichen Einfall, meiner Herrschaft zu
einem thes dantsant zu raten und
dabei von deinen Tänzen zu pro-
fitieren. Du hättest die Baronin nur
sehen sollen. Sie nahm aus Ge-
wohnheit das Vorgesang, als ob sie
dich durch die Wand betrachten wol-
le und stötte: der Mensch spielt ja so-
lossal rhythmisch, das ist ja der ge-
borene Pianist! — du, ausgerech-
net du, ein Tanzpianist — und dabei
wiegte sie sich neckisch auf dem Sofa
hin und her.“

„Nun und deine Gnädige?“

„Ja Feuer und Flamme.“

„Natürlich, wenn man was pro-
fitieren kann! Wann soll denn der
Tee stattfinden?“

„Nächsten Donnerstag um fünf
Uhr. Sie mußten doch die Stun-
den auswählen, in denen du gewöhn-
lich bist.“

„Fein eingediebt! Aber warte nur,
ich ...“

„Was aber? Du wirst mich doch
nicht verraten, Klaus?“

„So was glaubst du ja selbst nicht
von mir! Nein, Lisa, frage nicht,
— ich habe einen Plan!“

Am Donnerstag versammelte sich
eine frohgestimmte Gesellschaft in den
lebhafte vornehmen Räumen des
Konjuls Heldrich. Der Glau des
Abends war, daß es keine Tanzarten
gab, sondern die unsichtbare Musik
die Art des Tanges, bestimmen sol-
te. Punkt ein viertel nach fünf Uhr
wurde ein perlender Arpeggiengang
gehört. „Aha — die Einleitung! Wie
sie suchte den unsichtbaren Spieler,
man fand diese Idee der Hausfrau
reizend raffiniert! Sie selbst an-
miete zum Engagieren, die Musik
würde gleich beginnen — die Paare
sahen sich, standen langweilig —“

„A — was war das? Statt des
ermarteten Tanges die ersten weh-
mütlichen Akkorde des Chopin'schen
Trauermarsches? — Man fand, man
laufte, was daraus werden würde

— Eine gebeugte Seele schien da
zu klagen, aus ihrer Trauer sich die
Hoffnung in hehrer Reinheit in dem
oft gehörten, hier meisterhaft verstan-
denen Mittelsatz zu erheben.

Die anfängliche Enttäuschung war
einer hellen Bewunderung gewichen.
Man hatte längst das Tanzen aufge-
geben und lautlos die überall verkreuz-
ten Sitzgelegenheiten eingenommen.
Die Teetassen klirren in Elisabeth's
zitternden Händen.

Jetzt begann drüben die große
C-dur-Sonate von Beethoven. Wie
er gleich das „Allegro con brio“
mit wirbelnder, pulsierender Bewe-
glichkeit erfüllte! „Donnerwetter,“ rief
endlich Professor Akentum, der, selbst
ausgezeichnete Musiker, in Musikreis-
er sonangebend war, in die allgemeine
Verbüßtheit hinein, „der Mann kann
was! Das lebt ja alles, was er
spielt! Das spricht, das packt, das
überwältigt! Ja, wer, wo ist denn
das eigentlich?“

„Aha,“ sagte die Hausfrau von oben
herab, „wir kennen diesen Menschen
gar nicht —“. Elisabeth fühlte
etwas Wehes im Herzen bei dieser
wegwerfenden Art, von ihrem Klaus
zu reden — er idet uns täglich
an mit seinem Geklirr! — Unden?
Geklirr? Aber gnädige Frau, hö-
ren Sie doch nur ...“

In wundervollem piano pianissi-
mo kam die Wendung nach der Do-
minante von E-dur heraus, die Cres-
cendi prachtvoll betonend, um dann
gleich wieder in zarte Heimlichkeit zu
verfallen.

„Ja, wenn er immer so spielen wü-
de —“ und der Konjul erzählte von
den ewigen Tanzweisen und dem dar-
aus entfallenden Plan, sie für den
heutigen Nachmittag auszunehmen.

Jetzt — die Fermate sieben Takte
vor Schluß. — Der Professor machte
mit der rechten Hand eine nervös ab-
wehrende Bewegung und legte noch
betreffend den linken Zeigefinger
auf den Mund.

Großartig — diese Steigerung bis
zum Fortissimo und gleich Zubella-
ten schickte nun der junge Meister die
Schlußakkorde herüber. Gleichzeitig
war aber auch der lebhaft „Musika-
lische“ schon zur Türe hinaus und
drüben an der Wohnung und drückte
auf die Glocke und drängte die runde-
liche Frau Lehrerin beiseite und schob
sich vorwärts direkt auf die Türe zu,
hinter welcher er den Pianisten leise
präsentieren hörte. Im Nu war die
Aknte herunter und schon stand er
mit dem Erkaunten, „Menschenkind,
um Gotteswillen, Sie sind ja ein Be-
gnabelet, kommen Sie, spielen Sie
mit mir was am Flügel — drüben ist
ein Flügel,“ betonte er als Locksei-
fer, „bitte, bitte, kommen Sie!“

Klaus ließ sich hinüberzerren. In
seinem abgetragenen Rock stand er
ohne Verlegenheit der festlich gepu-
gten Gesellschaft gegenüber. Er hatte
nur Elisabeth gesehen in weißen
Kleide, das Gesicht blaß bis in die
Lippen, im Auge ein seltsames Leuch-
ten; er hatte nur den Flügel gesehen,
den der bewegliche Professor geschäftig
aufflug.

Ein Blüthner! Jätlich streicht
Klaus über das glatte Holz. Er
sieht das herrliche Instrument, sieht
es im elterlichen Musikzimmer stehen.
Alle Zeiten drängen sich vor,
sprechen zu seinem Herzen. Alle Lust
und aller Schmerz seines jungen, verarm-
ten Lebens flüzt über ihn herein und
in dem Aufruhr seiner Seele, die
acht, daß hier vielleicht die Rettung
nahe, meißern seine Hände die Tas-
ten, er läßt sie leben und erzählen,
klagen und jubelnd enden in einem hoff-
nungsfeligen, von zarter Liebesmelodie
durchwebten Aufschwung, der
alle Hörer in seinen Bann zwingt.
Er ist wie ein Trunkener. Er muß
sich erst jäh zusammenreißen, um ein
verbündliches Lächeln bei all den über-
schwänglichen Beifallsäußerungen zu
zeigen. „Kommen Sie,“ sagt Profes-
sor Akentum, „Sie müssen mit er-
zählen.“

Am Arbeitszimmer des Konjuls
hört er Klaus Martens's Geschichte.
„Und nicht wahr, ich darf nun Ihr
Schicksal in die Hand nehmen?“ bittet
ihm teilnehmend der väterliche
Freund.

Klaus nicht dankbaren Herzen. Er
ist wie im Traum. Bis am lichten
Recht der offenen Tür die zierliche
Gestalt Elisabeth's vorüberleitet. Da
ist sein Herz ein schneller Schlag,
weil er weiß, daß nun das Gold, das
Süße, das ihm gehört, mit ihm ge-
hen wird.

„Langer Schlaf.“

„Mama, heut' bin ich so müde, und
weil wir gerade Ferien haben, gön-
ne mir doch erlauben, daß ich morgen
erst übermorgen aufzustehen mag.“

„Aha! — Straßling (der
Nacht bei einem Sturm ausbre-
chen): „Wohl dem, der sich aus in-
nerem Marke im Sturm ein freies
Leben schafft!“

Die Taube als Pfingstsym- bol.

Plauderei von Egon Koska.

Die Taube ist in vielfacher Hin-
sicht das Symbol des Pfingstfestes
geworden und ward früher in allen
Kirchen bei den Pfingstgebräuchen, jetzt
auch noch in vielen Ländern gebraucht,
und zwar überall da, wo man noch
auf symbolische Bedeutung der
Festgedanken etwas gibt, besonders in
katholischen Ländern.

Ursprünglich war die Taube das
Symbol des Schöpfungswassers. In
der Schöpfungsgeschichte der Bibel
heißt es: „Der Geist Gottes schwebte
über den Wassern wie eine Taube.“
Später wurde die Taube das Attribut
Mariens, dann des heiligen Geistes
und später der Apostel.

Der bekannte Berliner Theologe
Dr. Paulus Casfel († 1892), seiner-
zeit einer der bekanntesten Kanzelred-
ner Berlins, der sich viel mit der
Symbolik der Festgebräuche beschäf-
tigte, erzählte in einer Betrachtung
über „Pfingsten und seine Bräuche“:
„Die Taube hatte früher in der Kir-
che um Pfingsten ihre Bedeutung, um
dem Volke das Ansehen des heiligen
Geistes deutlich darzustellen, ließ
man, während des der Geistliche die
Worte sprach: „Komm, heil'ger Geist“
entweder eine hölzerne Taube herab,
oder ließ eine lebendige herunterflie-
gen. Noch Dr. Alt erzählt die „Ane-
dote, daß, als ein Priester das „Veni
sancte spiritus“ mehrmals gespro-
chen, aber keine Taube kam, endlich
die Stimme des Chorabens von oben
herunterrief: „Her Pfarrer, der Mar-
der hat ihn gefressen!“

Noch heute aber finden in Italien,
und wohl auch in anderen katholi-
schen Ländern, bei der Madonna-
Pfingstprozession die Tauben in äg-
lycher Weise Verwendung, und die
ganze Weibheit des italienischen Vol-
kes kommt dabei in drohlicher Weise
zum Ausdruck. In feierlicher Weise
wird die Madonna, eine verkleidete
Holzpuppe, durch die Straßen getra-
gen. Pflüch werden ihre die Kleider
wie ein Vorhang in die Höhe gezogen,
und eine Schwär weißer Tauben stater
heraus. Ein weißes Raufen um
diese Tauben entsteht. Und wer so
glücklich ist, eine oder mehrere abzu-
fangen, der vergnügt nach Hause,
um diese Symbole der Ausgießung
des heiligen Geistes zu — braten
und zu verzehren. Man tut's wohl
gar in der Hoffnung und Erwartung,
daß dies für Gesundheit und Heil
der Speisenden besonders zuträglich
sei.

Aus dem Jahre 1632 wird ein
Vorfall aus Köln berichtet, der in
einem Dorfe in der Nähe Köln's sich
begeben hat. Der Ort ward geflü-
sentlich nicht angegeben, um ihn nicht
der allgemeinen Berachtung preiszu-
geben. Dasselbst war die Taube, die
bei der Pfingstfeier die Tauben des
heiligen Geistes symbolisieren
sollte, kurz vor der Feier gestohlen
worden, was aber erst im Momente,
da die Taube sich auf die Kirchengem-
einde herablassen sollte, bemerkt
wurde. Darüber entstand nun in der
Kirche ein fürchterlicher Tumult. Man
beschuldigte die Frau des Küsters,
der Geistliche selbst beteiligte sich an
dem Streit, der entstanden war. Die
Frau aber beteuerte ihre Unschuld,
was aber von der Gemeinde nicht ge-
glaubt wurde, welche die angebliche
Diebin so sehr mit ihren Verläste-
rungen verfolgte, daß die Beschuldigte
wenige Wochen nach dem Pfingstfeste
erkrankte und starb. Das aber wie-
derum wurde als Strafe des Him-
mel für die vermeintliche Unkehlart
angesehen, und selbst die Kinder der
Verstorbenen hatten es noch lange zu
büssen, was die Mutter getan, aber
richtiger, genau haben sollte, denn wer
die Taube gestohlen oder ob diese
nicht überhaupt davongeflogen, kam
nicht heraus.

Noch in den zwanziger Jahren des
vorigen Jahrhunderts entliefen in
bairischen Dorfkirchen nicht selten
bei dieser symbolischen Darstellung
der Ausgießung des heiligen Geistes
Rauf- und Ständalszenen, so daß
dieser Gebrauch sehr in Rufung kam
und daher abgeschafft wurde. Dem
schlechte sollte ja die Taube auch
ein Symbol des Friedens sein, und
führte jenseit zum Unfrieden. Die
Taube als Friedens- und Glücksbote,
ist in den ältesten Zeiten schon bekannt
gewesen. Die Taube, die Noah aus
der Arche mit dem Olivenzweig entlan-
de, war nichts anderes als ein Fried-
ens- und Glücksbote, als Gefandtin
des reinen Urgeistes also ein Symbol
des heiligen Geistes.

Als das Glück durften wohl auch
die Tauben angesehen werden, die
man nicht selten bei Königswahlen
und Krönungsfeiern in alter Zeit
auf die neuwählten Könige und die
eben gekrönten Herrscher herabflattern
ließ. Auch in neuerer Zeit wurde

diese Zeremonie bei dergleichen Feiern
zumellen ausgeführt. Und anderer-
seits ist es wohl nicht ohne Zusam-
menhang, daß man Königswahl und
Königskrönung in alter Zeit auf
Pfingsten verlegte, vielleicht auch ist
der Brauch, bei allerlei Frühlings-
festen Gras-, Schützen-, Mai- oder ge-
radazu Pfingstkönige zu erwählen,
hierauf zurückzuführen.

Bei diesen Pfingstbräuchen, wie sie
noch vielfach auf dem Lande bestehen,
spielt auch die Taube nicht selten
noch eine Rolle. Bei den Pfingst-
schießen in Schließen, die freilich jetzt
nur noch ganz vereinzelt, um die
Mitte des vorigen Jahrhunderts
aber ganz allgemein abgehalten wur-
den, waren Tauben der Siegespreis,
mit dem die Sieger beschenkt wur-
den.

In Tirol war es vielfach noch vor
einem Menschenalter etwa, da und
dort ist's vielleicht heute noch Sitte,
daß dörfliche Nachbargemeinden sich
gegenseitig zum Pfingstfest Gaben
schickten, wobei die Tauben vorherr-
schend waren. Gewiß sollte dieser
Brauch den Beweis guter Nachbar-
schaft liefern, so daß das Friedens-
symbol der Taube denn natürlich auch
nicht fehlen durfte. Die schönsten und
besten Tauben wurden zu diesem
Zweck ausgewählt.

Ueber die Taube als Symbol des
heiligen Geistes sagt der erwähnte
protestantische Theologe Paulus Cas-
fel noch, daß die Taube „heiligen
Leuten am Ohre sitzt, wenn sie lehren
und predigen“, damit sie dabei vom
heiligen Geiste erfüllt seien: „Als
Papst Gregor den Sessel auslegte,
hat eine Taube auf seinem Haupte
gesessen und den Schnabel in seinen
Mund gesteckt. Auch wenn der heilige
Hugo predigte, erschien eine weiße
Taube auf seinem Haupte, Tauben
sind die Symbole der päpstlichen
Unfehlbarkeit. Nach einem Märchen
sagen zwei Tauben am Ohr des
Papstes und sagen ihm alles, was er
zu tun hat. Schon bei Cusebion in
der Kirchengeschichte wird erzählt,
daß Fabianus zum Papst erwählt
worden sei, weil eine Taube an sei-
nem Ohr gefressen habe. Jedenfalls
ist es interessant, daß der Apostel
Petrus, welcher als das Haupt aller
Päpste angesehen wird, ein Sohn des
Jona gewesen ist, und Jona heißt
Taube. Und wiederum wird der
Propheet im Alten Testament ein
Sohn des Amthai genannt, was als
Sohn des Glaubens gedeutet wer-
den kann. Jedenfalls wird der heil-
ige Geist nur durch die Taube aus-
gedrückt, weil sie die Liebe ist. Wo
Geistliche, welchen Bekenntnisses im-
mer, in Versammlungen, Kirchen und
Synoden ohne Liebe reden, sieht ihnen
schon die Taube, das ist der heilige
Geist.“

„Ein heilender Geist“, so meint
Friedrich Friedrich in einer Schilder-
ung volkstümlicher Pfingstgebräuche,
„senkt sich auf uns herab, wenn wir
am Pfingstmorgen in die Natur tre-
ten, nicht in der Gestalt einer weißen
Taube, sondern in tausend Sonnen-
strahlen, in tausend Frühlingszönen,
welche in unser Ohr schallen, senkt er
sich in unser Herz.“

Auch zum klassischen Altertum hat
das Pfingstsymbol der Taube Bezie-
hungen: wegen ihrer Leppigkeit und
Fruchtbarkeit war die Taube der Ve-
nus heilig. Und ist das Pfingstfest
nicht eine Feier der schöpferischen
Fruchtbarkeit in der Natur? Venus
Itonia spannte vor ihren Himmels-
wagen Tauben, und in Syrien errich-
tete man Kolumbarien, um den Vo-
gel der Schönheitsgöttin zu pflanzen
zu erhalten. In östlicher Be-
ziehung findet sich die Tauben-
symbolik vielfach; sie deutet auf Frucht-
barkeit hin. So gehörte auch bei den
Ägyptern die Taube zu den Hierogly-
phen, durch welche die Zeugung be-
zeichnet wurde.

Aus ähnlicher Ursache wurde dann
auch die Taube das Attribut Mari-
ens, wie sie überhaupt besonders den
Frauen geweiht war. Die Mütter
opferen Tauben im Tempel, wenn
sie zum ersten Mal nach der Ge-
burt eines Kindes besuchen, und
wie das Symbol der Fruchtbarkeit,
so ist die Taube auch das
Symbol der Auferstehung. In
die Gräber der Märtyrer wur-
den die Tauben gelegt, und Grab-
lampen wurden in Form einer Taube
hergestellt. Und in Russland fürchtete
man sich heute noch vielfach, Tauben
zu töten, da sie nach allgemeinem
Glaubensglauben die Verstorbenen ver-
stärken seien.

Aus dem Symbol des Friedens
wurde aber auch die Taube das Sym-
bol der ehelichen Liebe und Eintracht.
Von einträchtig miteinander lebenden
Glaubigen behauptet der Volksmund,
sie leben miteinander wie zwei Tur-
teltauben. Besonders ist es aber
wohl die Frau, die zu jolchem Ge-
lieben beiträgt, und die stundenlos,

gallenlos, sanfte Taube ward schon im
Mittelalter mit der sanftmütigen Lu-
gend and Reinheit des Weibes vergli-
chen. Man findet geradezu die Be-
zeichnung „Frauentau“, und das
Symbol treuer, trauernder Mit-
wenschaft war die Turteltaube. Nach
dem Tode des geliebten Siegfried
flogte Kriemhild Turteltauben im
Bauer. Diese unverbrüchliche Treue
der Turteltaube glaubt das Volk in
dem rührenden, schluchzenden Ton
zu vernehmen, den die Turteltaube
hören läßt, wenn der Gatte ge-
storben ist. Und man glaubt, daß
nur dieser Gattentreue halber die
Turteltauben sich düstere Stätten un-
term Dach auf dem Hausboden aus-
suchen.

In den Heiligenlegenden kommt
vielfach die Taube vor; wohl immer
ist sie gedacht als Trägerin des heil-
igen Geistes. So brachten Tauben
der heiligen Katharina von Alexan-
dria Nahrung, als sie auf Befehl
des Kaisers Maxentius, dessen Götz-
endienst sie getadelt hatte, in den
Kerker verworfen worden war. Der
heiligen Adelgunde trugen Tauben den
Nonnenschleier herbei. Und dem
heiligen Remigius brachte eine Taube
bei der Salbung des Frankenkönigs
Chlodwig zu Reims im Jahre 496
die sogenannte Ampulla Remensis
(la sainte ampoule), ein Gefäß,
das das unverfälschte Del enthält,
womit seit dem Jahre 1179 die Kö-
nige von Frankreich gesalbt wurden,
welches aber während der Revolu-
tion im Jahre 1794 in Trümmer
ging. Nur durch dies Del, das die
Taube vom Himmel gebracht, waren
die Könige in Frankreich Träger des
heiligen Geistes, der sie befähigte, nach
der Salbung mit diesem Del durch
Handauflegen Ausschlag und Kröpf
zu heilen, was beinahe stets bei
den Krönungszeremonien geschah.

Soll man schließlich eine ganz mo-
deme Auffassung erwählen, welche
eine Taube als Trägerin des heiligen
Geistes erscheinen läßt, so kann man
die Brieftaube erwählen, die in der
wirklichen Bezeichnung die Taube
Bringerin geistiger Erzeugnisse sein
läßt. Wirt dies im ersten Augen-
blick als Profanation, so ist es das
doch keineswegs mehr als die Ver-
wendung der Taube bei der kirchlichen
Pfingstfeier, wie sie eingangs erwähnt
worden ist. Und in der Tat haben
auch englische Missionare wiederholt
den Versuch gemacht, Brieftauben zu
benutzen, um heidnischen Völkern
das Evangelium zu lehren. Sie
ließen durch Brieftauben himmlische
Botschaften bringen, um ihre Lehren
und Predigten in wirksamer Weise
zu unterstützen, und diesen gestül-
perten Sendboten aus Himmelslö-
cher wurde mehr vertraut und geglaubt,
als den gewandtesten Predigern
und Reden derer, die solchen Theatercomp
auszuführen hatten.

Gleichlautende Familiennamen.

Die Erhaltung der ursprünglichen
Familiennamen in kleinen Städten,
sowie das häufige Vorkommen eines
und desselben Namens ist wohl mit
Sicherheit als ein Zeichen der Ge-
sundheit der Bevölkerung anzusehen.
Für Großstädte ist das, besonders bei
bestimmten Namen, natürlich kein Be-
weismittel, weil sonst Berlin von al-
len Orten der Welt der gefündeste
sein müßte; denn nirgend gibt es so
viele Müllers, Schulzes, Lehmanns
u. s. w. wie dort. Wohl aber trifft dies
zu für kleine Städte, wie Bernau, wo
noch zahlreiche französische Namen an
die Einwanderung französischer Emi-
granten erinnern, oder in Werder, wo
nach dem Bericht des Chronisten
Schönemann im Jahre 1784 zahl-
reiche Namen mehrfach vorkamen, die
teilweise noch heute anzutreffen sind.
1784 gab es dort, wie Helwig
brecht mitteilt, sechs Familien Fri-
de, neun Hinges, acht Rogel, fünf Krü-
mens, sechs Koblbrods, sechs Maiz,
zwei Schmidts u. s. w. bei nur 1119
Seelen. In manchen Kleinstädten
behält man sich daher, um die einzel-
nen Gleichnamigen zu unterscheiden,
mit oft komischen Beinamen. Das be-
rühmteste Beispiel liefert der bekann-
te „Ruhbaumtraufe“, so genannt nach
dem Ruhbaum, der vor seiner Türe
wuchs, ihn aber wegen des Spottna-
mens so ärgerlich, daß er ihn umließ.
Seitdem hielt er natürlich „der ab-
gehackte Ruhbaumtraufe“. Ein zweites
Zeichen für eine gute Gesundheit ist
auch die Langlebigkeit der Leute. Ein
älterer Chronist der Stadt Werder,
der fast nicht gut auf die Bewohner
zu sprechen ist, rühmt an ihnen, sie
seien arbeitsam und würden sehr alt.

Druckfehler. (Aus einem
österreichischen Verzeichniß.) Im Auf-
tragsdruck angekommen, wurde der
Herausgeber Herr Meyer von E.
Kobelt dem Bringen Wynna — puz
sehr lebendiglich empfangen.